Zeitschrift: Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur
Herausgeber: Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte
Band: 5 (1925-1926)
Heft: 5-6

Artikel: "Prometheus der Dulder" und "Käthi die Grossmutter"
Autor: Greyerz, Otto
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-155756

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

züchtige Anträge, so daß der Bursche Mühe hatte, loszukommen. (Mitteilung von Dr. Berger, Bezirksarzt in Andelfingen.)

Ein anderes Mal begleitete sie ihre Freundin Ursula Kündig nach Baden zur Kur. Diese sollte dort auf Wunsch ihres Vaters zwei Wochen bleiben. Nach wenigen Tagen erklärte Margaretha, der Geist treibe sie nach Basel und forderte Ursula auf, sie dahin zu begleiten. Die Bedenken derselben wußte sie zu beschwichtigen mit dem Hinweis, daß man Gott mehr gehorchen müsse als den Menschen. In Basel hausten sie bei Prof. Lachenal, der, um Frau von Krüdener dienen zu können, von der akademischen Stelle zurückgetreten war. In Lotstetten hatte er Margaretha eingeladen. Bei Lachenal trafen sie mit Vikar Ganz zusammen. Auf dem Heimweg machten sie bei Dr. Graf in Rafz Halt. Dieser Arzt war ein Anhänger von Vikar Ganz [8]) und half bei der Verbreitung seiner Schriften. Später trennte er sich von Ganz und wurde darob aufs gröblichste beschimpft. Damals aber war er noch vollständig in seinem Bann. In Rafz schickte Margaretha Ursula voraus und wünschte mit Graf allein zu sprechen. Dieser berichtete in der Untersuchung, daß ihm damals Margaretha den Eindruck gemacht, schwanger zu sein. Er habe ihr und ihrer Freundin Vorwürfe gemacht, daß es sich nicht schicke, daß Frauenzimmer allein in der Welt herumziehen.

Auf einer andern Reise kam sie zu einem gewissen Notz auf der Platte in Zürich, den sie nur dem Namen nach kannte. Sie verlangte Unterkunft bei ihm, Gottes Stimme habe sie zu ihm geführt. Gerne nahm er die Heilige auf. Sie hielt Betstunden, empfing vielfach Besuche, so von einem Kammacher, der Nächte lang bei ihr blieb. Der Kammacher wurde bald nachher aus der Stadt verwiesen. Eines Tages stellte sich auf der Platte der Schuster Morf aus Illnau ein, der dort bei Herrenhutern Trost in seinen Anfechtungen suchte, bei ihnen aber so wenig wie in der Landeskirche fand und nun zur Heiligen von Wildensbuch kam. Er blieb gleich eine Woche. Margaretha suchte ihm Trost zuzusprechen. Eines Tages erschien Morfs Frau, um zu sehen, was ihr Mann treibe und ihn zum Heimkommen zu veranlassen. Auf der Heimreise blieb Margaretha einige Tage bei Morfs in Illnau und kam auch später öfter zu Besuch. (Schluß folgt.)

„Prometheus der Dulder“ und „Käthi die Großmutter“.

Von **Otto v. Greyerz.**

„Eine Vergötterungspflicht, ein ängstliches Tabu vor berühmten Namen, ein Verbot, erlauchte Auswüchse der Unsterblichen ehrlich Kropf zu nennen, anerkennt kein Künstler. Das sind unverschämte Erfindungen

[8]) Jakob Ganz, Jugendjahre, von ihm selbst beschrieben. Erweiterte Auflage, 1863.

anmaßlicher Seelen, welche sich unbefugterweise an einen toten Meister heranschleichen, um ihn als ihr Monopol in Beschlag zu nehmen und sich mit seinem gestohlenen Glanze vor den Menschen unleidlich zu machen. Indem sie sich vor einem einzigen auf dem Bauche wälzen, glauben sie damit das Recht zu erkriechen, allen übrigen die schuldige Ehrerbietung zu verweigern. Jeder schöpferische Geist haßt sie von Herzen."

(Lachende Wahrheiten, S. 7.)

Damit ist hoffentlich die Luft, die weihrauchgeschwängerte, reingefegt für ein freies Wort über Carl Spitteler.

Man muß sich schon auf ihn selbst berufen, um das selbstverständliche Recht der unbefangenen Kritik an seinen Werken vorwurfslos und ungeschmäht ausüben zu können. Die Hüter des Tabernakels haben es hier wie überall verstanden, ein scheues Stillschweigen, eine drückende Schwüle zu erzeugen, in welcher außer dem psalmodierenden Priestergesang keine Menschenstimme laut werden darf. Dieser Zustand ist unnatürlich und eines Großen ganz unwürdig. Denn er verrät, wie alle künstlich erzeugte Einstimmigkeit, die Angst vor einem Widerspruch, der am Ende die Wahrheit sein könnte, und den Willen, diese unerwünschte Wahrheit zu unterdrücken. Dieser Zustand unfreiwilligen Stillschweigens und heimlichen Andersdenkens ist überdies ungesund und läßt sich unter einem frei erzogenen und an freie Meinungsäußerung gewohnten Volke gar nicht halten. Es ist nun einmal nicht zu leugnen, daß der Ruhm Spittelers in der Schweiz durch eine kleine Zahl überzeugter Verehrer gemacht worden ist. Die Verehrung — bei einem J. V. Widmann echt und an sich selbst verehrungswürdig — wurde im größeren Umkreise zum Kult, im noch größeren zur Mode, so weit eben die Suggestion reichte. Sie reichte aber nicht sehr weit. Sie beschlich gerade noch die oberste Landesbehörde, die ihrer Ehrfurcht vor dem Nobelpreis in einer blumenreichen Huldigung Ausdruck gab. Das eigentliche Volk erlag ihr überhaupt nicht, und unter den Gebildeten fand sie einen starken, wenn gleich nicht laut werdenden Widerstand. Es mag viel geistige Trägheit, auch dogmatische Befangenheit mit im Spiele sein; allein, soweit ich mich selber habe überzeugen können — und an Gelegenheit zur Aussprache fehlte es mir nicht —, haben gerade tiefe Naturen und anspruchsvolle Geister bei aller Bewunderung für Spittelers hohen künstlerischen Ehrgeiz, seine geistweckende und sprachbelebende Kraft das Innerste seiner Kunst als fremd und unbefriedigend abgelehnt. Was mich zugleich überraschte und freute, war, daß diese Ablehnung so oft mit dem Hinweis auf Gotthelf begründet wurde, auch von Personen, die ihm, wie ich glaubte, ferne standen. Mir war es ja ähnlich gegangen. Auch ich war durch die Lektüre Spittelers zu Gotthelf zurückgeführt worden, neu durchdrungen von seiner Größe, seiner quellenden Schöpferkraft, seinem Wahrheitssinn und seiner Menschenliebe. Für mich war Spitteler eine fragliche Größe, fremdartig und im Grunde unbegreiflich. Was ist natürlicher, als eine fragliche

Größe an einer anderen zu messen, die einem nicht fraglich ist, zu der man im Wechsellauf des Lebens sich immer wieder hingezogen fühlte und die sich immer wieder bewährte?

So geschah es auch, daß sich mir beim Lesen von Spittelers „Prometheus" die Gestalt von Gotthelfs Käthi aufdrängte und nicht abließ, zum Vergleich herauszufordern. Grund dazu lag ja auch im gedanklichen Gehalt der beiden Werke. Befassen sich doch beide Dichter mit der alten Frage der Theodizee, woher das Leiden in der Welt stamme, und mit der unvermeidlichen andern, wie der Mensch es überwinde. Die Antwort lautet bei Gotthelf und Spitteler ganz verschieden, aber auch ganz bestimmt, sodaß der Gegensatz der Weltanschauungen mit Händen zu greifen ist.

Doch nicht bloß im gedanklichen Thema, auch im persönlichen Ton der Behandlung liegt eine Ähnlichkeit. Weder Spittelers „Prometheus der Dulder" noch Gotthelfs „Käthi die Großmutter" gehören zu jenen Schöpfungen der Phantasie, die rein im Glanze ihrer Schönheit ruhen, „selig in sich selbst". Der kastalische Quell rinnt gemischt und freilich auch gewürzt mit dem Sauerwasser der lehrhaften und streitbaren Absicht, „Tendenz" genannt. Sie dichten beide nicht nur aus Liebe, oder wenn ich so sagen darf, *für* etwas, sondern auch aus Feindschaft, *gegen* etwas. Bei Gotthelf verrät sich das ganz unverhohlen. Wenn er seinen Haß und Hohn losläßt gegen die „mondsüchtigen Humanitätsideen und Kulturansichten", gegen den „reißenden Wolf im Schafspelz des Kommunismus", die „kurioſe Freiheit der kulturfüßigen Regierung" und gegen die „Unwissenheit der Wissenschaft und ihrer Trompeter", so kollert und poltert das nur so heraus in Brocken und Klötzen. Allein es gehört nicht zum Plan, paßt auch nicht zum Geist des Werkes. Es sind Ausbrüche der politischen Verstimmung, die Gotthelf im Entstehungsjahre seines „Käthi", dem „bösen Jahr 1846", auch sonst etwa übermeisterte. Man könnte sie mit Leichtigkeit aus seinem Werke streichen, ohne an dessen Kern zu rühren. Im Gegenteil, wenn man die paar Ausfälle, die „Seitenhiebe mit der Reitpeitsche", wie der aufrichtige Burkhalter sie nannte, sich aus der Erzählung wegdenkt, so wird sie das, was sie hatte werden sollen: ein Friedensbild aus dem Leben einer in allem Unglück gottgetreuen Seele.

Bei Spitteler ist das natürlich anders. Ihm, dem planmäßig und kunstbewußt Schaffenden, passiert keine Entgleisung des Temperaments. Alles ist vorbedacht, überarbeitet, gewollt, auch die immer wiederholte Lehre von der Schlechtigkeit dieser „argen, mißgeschaffnen Welt", die Verhöhnung des menschlichen Gewissens und die Anklage gegen Gott als den Urheber der verpfuschten Schöpfung.

Nun gibt es freilich Spittelerverehrer, die uns glauben machen wollen, seine Dichtung habe mit streitbarer Absicht nichts zu schaffen, ja, nicht einmal mit philosophischen Begriffen und Ideen. Unberührt von allem spekulativen Denken und Grübeln, sei seine Dichtung, etwa wie die Homers, aus Urgründen seherhaften Schauens geboren, wesentlich Bild und Gleichnis, nicht Verkündigung und Bekenntnis.

Besonders L. Glatt (in der „Neuen Zürcher Zeitung", Dezember 1923) hat diese Erklärung verfochten, um jede vom Standpunkt einer Weltanschauung aus erhobene Kritik als unverständig zu entkräften. „Spitteler, sagt er, gibt seine Bilder nicht als Erkenntnis des Urgrundes, sondern als erlebenswerten Schein, als Schönheit eines zugrunde liegenden Unerfaßbaren... Für ihn als Dichter ist die Form, so paradox es klingen mag, der wahre Inhalt." Nur uns andern, uns niedrigen Sterblichen, die wir, wie G. Falke so schön sagt, die Kunst zu erbaulichen Zwecken mißbrauchen und in irgend einer wasserdichten Lüge durchs Leben gondeln möchten — nur uns und unserer unausrottbaren Ideensucht scheint es so, als hätten die erdichteten Gestalten und Handlungen eine allgemeinere Bedeutung und die ganze Anlage der Dichtung einen philosophischen Gehalt. Und fast sieht es so aus, als ob Spitteler jenen Erklärern recht gebe. Was dieses oder jenes Werk von ihm bedeute, frage man ihn oft. Das sei, wie wenn man fragte, was der Baum in der Allee, der Hund auf der Straße oder die Weggli auf dem Frühstückstisch bedeuten! Die Leute sollten das Gedicht mit dem Herzen lesen, dann brauchten sie sich nicht den Kopf darüber zu zerbrechen.

Gut. Noch so gern. Lesen wir „Prometheus den Dulder" mit dem Herzen! Wenn's geht. Aber es geht nicht. Der Kopf muß dran. Denn es ist nicht nur eine spielende Phantasie, ein fühlendes Herz, das zu uns redet, sondern ein Kopf, der viel und tief gedacht hat und seine Erkenntnisse nach Dichterart in redenden Gestalten und sinnvollen Handlungen verkörpert. Oder sind es keine Erkenntnisse, wenn im vierten Gesang der weisheitkundige Vogel die Losung ausruft:

Der einzig wahre Weltenheiland heißt: Vergessen!

oder wenn die Königin des Landes Allerseelen ihre Ohnmacht, die Menschen von der Marter des Daseins zu retten, mit den Worten begründet:

Denn zwischen Herz und Stein gewinnt der Stein die Schlacht.

Sind das bloß rednerische Floskeln, für die man beliebige andere einsetzen könnte, z. B. Der Übel größtes aber ist die Schuld, — oder Wer nur den lieben Gott läßt walten? Und auch jenes berühmte Zitat aus dem „Olympischen":

Der Weltenwerte höchste heißen Form und Schein —

wäre nichts weiter als ein spielerisches Bonmot, das nur ein Pedant für Ernst nimmt? Nicht zu glauben. Und niemand wird uns ausreden, daß im „Prometheus" eine Weltanschauung niedergelegt ist und zwar des Dichters eigene. Mit dem bloßen „erlebenswerten Schein" ist es nichts, weder hier noch im Olympischen Frühling.

Das fühlen andere Lobredner Spittelers auch, sei es, daß sie sich eine eigene Weltdeutung vorbehalten, sei es, daß sie die Spittelersche für die Wahrheit schlechthin halten, wie etwa J. Fränkel, der die pessimistische Glaubenslehre mit der gleichen Zweifellosigkeit und Ausschließ-

lichkeit hinnimmt wie ein Bibelgläubiger die christliche. „Jede ehrliche, vor den letzten Konsequenzen nicht zurückschreckende Weltanschauung war noch immer pessimistisch. Und die größten Werke der Poesie sind seit je einer pessimistischen Weltanschauung entsprossen." Für ein solches Denken vereinfacht sich natürlich das Urteil über Spittelers Dichtung sehr: sie enthält nicht nur Wahrheiten — wie andere Dichtungen auch —, sondern die Wahrheit, die einzige, die es gibt.

Bemerkenswerter ist die von anderer Seite gemachte Beobachtung — die übrigens keinem unverblendeten Leser entgehen kann —, daß die Weltdeutung Spittelers da, wo sie der christlichen oder auch nur der herkömmlichen moralischen entgegentritt, durchaus nicht immer olympische Ruhe und Heiterkeit wiederspiegelt, sondern zuweilen blutrote, allzu menschliche Leidenschaft. „Auffallend ist die ungeheure Affektbetonung seines Widerstandes gegen alle religiöse und sittliche Tradition," schreibt G. Bohnenblust mit Bezug auf „Prometheus den Dulder". In der Tat, wenn der Dichter den Epimetheus in seinem blinden, dummen Zorn mit dem Gewissen abrechnen läßt, so ist das von einer so häßlichen — vom Haß häßlichen — Erfindung, daß es unmöglich ist, hier von „Freude am rein gegenständlichen Geschehen" als der Quelle von Spittelers Eingebung zu sprechen. Jene Abrechnung besteht nämlich darin, daß Epimetheus sein Gewissen in einen vom Schragen eines Schlachthauses weggerafften Ziegenmagen hineinstopft und dieses ekle Bündel über den Boden hinschleift. Es ist selten etwas Häßlicheres gedichtet worden. Die Szene gehört zur Tendenz der Dichtung. Denn wer auch nur den ersten Gesang gelesen hat, weiß, daß Prometheus am Scheidewege die Heldenbahn damit betritt, daß er das Gewissen zurückweist, um seine Seele zu behalten. Als Held braucht er kein Gewissen. Und so lebt er fortan nur mit seiner Seele zusammen, von ihr beraten und ermahnt, wie sonst ein tiefer und wahrhafter Mensch sich von der „innern Stimme", d. h. eben dem Gewissen, beraten läßt. Es sei dahingestellt, was die Psychologen zu dieser Trennung von Seele und Gewissen sagen. Ich weiß, daß mein Gewissen zu meiner Seele gehört und daß es nicht, wie Dr. R. Roetschi zu der Stelle erklärt, „den strikten Gehorsam gegen die konventionelle Moral" bedeutet. Hätte der Dichter wirklich dem edlen Worte „Gewissen" diesen niedrigen Sinn untergeschoben — konventionelle Moral ist gerade der Feind des Gewissens —, so hätte er durch diese willkürliche Verdrehung des Wortes die giftige Absicht umso deutlicher verraten. Wie konnte ihm das in einem Werke begegnen, das zu einem Hohelied auf die Freiheit und Selbstherrlichkeit der Menschenseele bestimmt war?

Eine andere Tendenz der Dichtung liegt in der Anklage gegen Gott als den Schöpfer der Welt und Urheber dieser „Pest des Daseins". Das soll nun auch keine Tendenz sein, sondern zweckloſe Offenbarung aus den tiefsten Tiefen. Warum denn nennen die Eingeweihten seine Kunst ein Weltgericht? Warum sagt R. Roetschi vom Dichter des „Prometheus", er stehe in weltschöpferischer Haltung vor uns, „aber es ist die Haltung eines weltrichtenden, weltverbessernden Gegenschöpfers"? Ein

Prophet, Weltrichter, Weltverbesserer muß doch wohl von einer Wahrheit erfüllt sein, diese Wahrheit zu verkünden, auszubreiten begehren, und wenn er das in dichterischer Form tut — die Größten aller Zeiten haben es getan —, so entsteht eben lehrhafte Dichtung mit mehr oder weniger Tendenz, je nach dem Ton, dem „Affektton". Spittelers Freund Widmann war in dem Punkte ganz unbefangen, viel unbefangener als seine Kritiker glaubten. Seine „Maikäferkomödie" bezeichnete er selber deutlich als eine „Anklage des Welturhebers auf fahrlässige Schöpfung". Er freute sich, wie er mir schrieb, daß sie als Lehrgedicht erkannt worden sei; darin liege das eigentliche Werkstattgeheimnis dieser Dichtung. Ob Spitteler für seinen „Prometheus" dieses Zugeständnis auch machen würde, weiß ich nicht. Aber daß Bekenntnis- und Werbedrang, und zwar „affektbetont", mitgespielt haben, wird kein unbefangener Leser des Jüngsten Gerichts leugnen können. Da wird nämlich der Spieß umgedreht: nicht Gott richtet über seine Geschöpfe, sondern die Geschöpfe über ihn. Und wie! Die Seele des Prometheus ist's, die das Wort führt. Alle Menschen, die je auf Erden gelitten haben, stellt sie vor Gottes Antlitz, das erbleicht. Und da der Unglückliche sich davonstehlen will:

„Halt da! Jetzt stehst du Rede! Flucht wird dir nicht glücken!"
Und werd am Arm ihn packen und zu Boden drücken:
„Sieh da die Opfer deiner Schöpfung! Siehe sie
Gekommen dich zu richten. Erstens auf die Knie!"
Dann zu den Seelen ruf ich: „Euer Urteil weist!
So grüßt doch euern Schöpfer! Dankt ihm! Jubelt! Preist!"
Doch siehe da die Seelen sich im Kreise wenden,
Den Weltraum mit den Augen prüfen aller Enden,
Und wenn kein Leben mehr zu schauen um und um,
Nichts als der körperlose Luftraum, tot und stumm —
Vermag ein schaurig Murren, grollend aus den Reihen,
Zu dem am Boden: „Geh und ziehe! Wir verzeihen."

Mag man die Szene groß in ihrer Art finden, furchtbar, frech, lästerlich oder wie immer — olympische Heiterkeit, freies Dichtergemüt wird ihr schwerlich jemand zuerkennen. Die schimpfliche Abrechnung der Geschöpfe mit ihrem Schöpfer hat etwas ruchlos Fanatisches, wenn man sie als ernste Erfindung nimmt; sie wird weniger giftig, wenn man sich vorstellt, daß der Freidenker Spitteler diese Puppe von Weltschöpfer ja bloß zu Demonstrationszwecken erfindet; daß es ihm also ähnlich geht wie seinem Freunde Widmann, der in seiner Erbitterung über die grausame Gemeinheit des Stoffwechselgesetzes „gleich zur alten Theologie zurückkehren möchte, nur um einen persönlichen Schöpfer zu haben, dem man den Strohsack vor die Tür werfen kann" (Brief an Dr. Linder vom August 1905). Widmann faßte seine Weltkritik komisch als Windmühlenkampf gegen Gott auf und hatte Humor genug, sich in dieser Don Quixote-Rolle als dramatische Figur zu denken. Der Plan blieb freilich unausgeführt. (S. das Lebensbild, II. Bd., S. 239.)

* * *

Spittelers „Prometheus" lehrt — oder, wenn's nicht lehren sein soll, sagt uns doch —, daß das Leiden durch ein Verfehlen Gottes in

die Welt gekommen sei, daß aber ein großer, selbstherrlicher Mensch wie Prometheus das Leiden überwinden und dafür danken lerne. Gotthelfs „Käthi" lehrt, und will lehren, daß das Leiden durch Gottes Weisheit in die Welt gebracht worden sei und daß jede Seele es durch fromme Ergebung zu ihrem Besten wenden könne. Ich lasse die Frage, welche von den beiden Weltanschauungen die bessere oder die wahre sei, unentschieden. Ich philosophiere nicht. Ich untersuche bloß, welcher von den Dichtern seine Weisheit oder seinen Glauben zu überzeugenderer Wirkung bringe. An Darstellungskraft sind sie beide groß und einzigartig, in ihren Darstellungsmitteln durchaus verschieden.

Gotthelf führt uns in eine Hütte am Emmeschachen — sie soll heute noch dort gezeigt werden, vielleicht war's auch eine andere —, aber in dieser Hütte kennen wir uns bald aus; es ist alles alltägliche Wirklichkeit, und alles so eng und armselig, so geheimnislos und hausbacken, so ideenbloß und tatenbar, daß wir uns fragen, was uns viert-halbhundert Seiten hindurch an diese Stätte fesseln sollte; an dieses siebzigjährige einfältige Weiblein, an sein vierjähriges Enkelkind, seine zwei Hühner, sein Kartoffeläckerlein und seinen Flachsplätz. Und doch geschieht's, und wir erleben ein Schicksal ähnlich dem Hiobs, nur daß die Prüfungen nicht vom Satan, sondern aus Gottes eigener Hand kommen, Hagelwetter, Erdäpfelbresten, Geldklemme, Unglück mit dem Sohn, abermals Erdäpfelschaden und zweimal eine Überschwemmung der Emme. Das alles etwa in einem Jahr. Und alles scheinbar ohne Sinn und Gerechtigkeit und darum für ein Käthi, das fast nur vom Gottvertrauen lebt — bloße Ideen helfen ihm nichts, es hat auch gar keine —, eine schwere, eine fast zu schwere Probe. Aber wie es sie besteht, in aller Armseligkeit seines Denkens, nur mit der Kraft des Herzens, das wird uns in einer solchen Fülle von lebenstreuen Einzelheiten, in einer so glaubwürdigen Mischung von Torheit und Schwäche mit aufopfernder Hingabe und ausdauernder Treue geschildert, daß ein Zweifel an der Wahrheit des Bildes gar nicht aufkommen kann.

Spitteler versetzt uns in eine erträumte Welt, die in der Wirklichkeit undenkbar ist, eine Welt, wo Götter und Halbgötter mit Menschen verkehren, übernatürliche und natürliche Kräfte ineinandergreifen, die niedrigsten Naturtriebe in Göttern und die erhabensten Seelenkräfte in Menschen, allerdings nur in e i n e m Menschen, wirksam erscheinen. Er geht der Naturähnlichkeit absichtlich aus dem Wege und schwelgt in der köstlichen Freiheit einer schrankenlos erfindenden Einbildungskraft. Alles scheint nur Bild und Gleichnis zu sein, körperlose Schönheit, freischwebende Form. Die Welt des Staubes, der Erfahrung, des gesetzmäßigen Geschehens liegt irgendwo da unten, wird auch etwa betreten, aber nicht ernst genommen. So sind auch die Gestalten des Dichters luftige Gestalten einer Phantasie, die sich um psychologische Motivierung keine Sorge macht. Sie handeln bald ihrem Charakter gemäß, bald nicht. Sie haben wohl auch gar keinen Charakter, sondern nur eine Rolle, die sie nach Bedürfnis wechseln. Nach dem Belieben des Dichters, der sein Spiel mit ihnen treibt.

Mit den Göttern vor allem. Es wäre schon schwer, zu sagen, wer in dieser Spittelerschen Götterwelt regiert. Der Schöpfer des All vielleicht, der „Daseinstäter"? Aber der hat seine Herrschaft längst abgegeben und sich als kranker Mann auf eine hohe Wiese über Raum und Zeit zurückgezogen, wo er über den bodenlosen Leichtsinn seiner Weltschöpfung nachdenkt. Amtiert nicht. Sein Reichsverweser also, der „Engelgottes", auch „Fürst des Himmels und der Erde" genannt oder „Herr der Gotteswelteneien", oder auch bloß „der gewaltige Herr der Erde". Doch nein. Dieser vermeintliche Gott betet ja selber, bald demütig, bald schuldbewußt zu Pandora, genannt „Durst der Menschheit, Zier der Überwelten".

Zu dir, der Hoheitvollen, schwer und tief Gekränkten, . .
Naht ein Beschämter, Grambeladner im Gebet.

Also denn Pandora. Stimmt aber wieder nicht. Denn da ist noch die fürchterliche Macht des „Weltweibs", die wenigstens so weit reicht, als die Elemente sich bekämpfen, und in dieser Sphäre bewegt auch Pandora sich. Kurz, es ist eine seltsame, systemlose Einrichtung, diese Götterdynastie. Doch seien wir nicht unbillig und verlangen kein System in einer blühenden Phantasieschöpfung. Verlangen wir nur innere Wahrheit in den Gestalten. Verlangen wir nur, daß jedes Wesen mit sich selbst übereinstimme, daß es poetisch möglich sei. Ist das vielleicht beim „Engelgottes" der Fall? Dieser gewaltige Himmelsherr gebärdet sich äußerlich und innerlich als moralisches Ungeheuer, junkerhaft frech und bettelhaft kriecherisch, niederträchtig, gefühllos, dumm und dann wieder großherzig, reuevoll, zerknirscht von Schuldbewußtsein. Wenn er als Gott vor Prometheus erscheint, verlangt er von ihm, daß er ihm seine Seele ausliefere und dafür ein Gewissen empfange, und da Prometheus sich weigert, wendet er seine Gunst dem Schmeichler und Streber Epimetheus zu, dessen Unterwürfigkeit er für Frömmigkeit hält. So dumm ist er. Später sieht er dann ein, daß er sich arg hat täuschen lassen, und sucht wieder gutzumachen. In jähem Schreck, mit zuckender Gebärde, schlägt er mit harten Fäusten sich auf Stirn und Brust.

Und raufte sich das Haar und riß das Kleid entzwei,
Und reuig jammerte sein ungestümer Schrei:
„Ich Tor! Ein tönend Gleichnis hab ich aufgespielt
Vor aller Welt und, Spott und Schmach, ich hab's verspielt!
Allein das Spiel war falsch, die Karten schlecht gemischt.
Ungültig! Hurtig einen Schwamm und ausgewischt!
Und dann von neuem dran, mit besserm Anfangschwung!
Prometheus! Hilf! Erbarmen! Werde wieder jung!

Er verspricht ihm rundweg alle Schätze des Gottesreiches und was sein Herz und seine Laune begehren mögen; und so wenig begreift er eine edle Seele wie Prometheus, daß er ihm eine dreitägige Kutschenfahrt als höchste Ehrung vorschlägt:

Im königlichen Wagen mit zwölf Schimmelrossen,
Bewehrt mit einer Fahne, leuchtend in die Weite,
Will morgen ich drei Tage lang an deiner Seite
Dich rings ums Menschenland durch alle Gaue führen.
Und ob des Ruhmes Hochzeit wohl schmeckt, sollst du spüren."

Dieser Gott also — nebenbei ein ganz menschlicher Gott, der morgens, „aller Sorgenplag entrückt", sein schaumbespritztes Bad nimmt und gelegentlich, mit himmlischen Heerscharen freilich, einen frischen, fröhlichen Krieg gegen Behemoth, den Herrscher im Himmelshinterland, unternimmt —, dieser Gott also ist die große Weltenmajestät, gegen die Prometheus sich empört! Ein gewiß sehr ungleiches Spiel. Ein großer Mensch und ein kleiner, verachtungswürdiger, im Grunde lächerlicher Gott. Das heroische Pathos des Helden verliert gleich im Anfang seine werbende Kraft. Sein Gegner ist eine unglaubwürdige Konstruktion, ein nicht ernst zu nehmender Popanz, irgend woher mit Macht ausgestattet, in sich selbst aber schwach und jämmerlich. Prometheus kann einem leid tun. Er hätte eine andere Gegnerschaft verdient.

Aber auch der seelische Konflikt, der die Empörung des Prometheus gegen Gott einleitet, hat wenig überzeugende Kraft. Um König zu werden, soll Prometheus seine Seele hergeben und sich mit einem Gewissen begnügen. Man begreift schon, was gemeint ist: Prometheus soll dem Gebot seiner eigenen Seele untreu werden und als Herrscher nur dem Gebot des Gottes gehorchen. Eines so launischen, willkürlichen, dummen Gottes — wer wollte auch! Man braucht noch lange kein Prometheus zu sein, um dieses Ansinnen schlankweg abzuweisen. Für einen Menschen von nur mäßigem Selbstgefühl und Selbstbestimmungsvermögen gibt es da gar keinen Konflikt. Aber abgesehen davon und von der unausdenkbaren Scheidung: Gewissen oder Seele! möchte man doch fragen: Braucht etwa ein König kein Gewissen? Und ist ein König, ein guter König denkbar, der in allen Staatshandlungen nur den Eingebungen seiner Seele folgte? Und namentlich möchte man noch fragen: Warum will ein Prometheus gerade König werden? Er ist ja Künstler, ist es aus innerem Beruf und mit der Leidenschaft einer großen Künstlerseele. Warum auch tut er so empört, daß er es nicht wird? Warum empört ihn nicht vielmehr die Zumutung, daß er seine geliebte Werkstatt verlassen und auf einen Thron sitzen soll? Seine Ablehnung wäre die selbstverständlichste Handlung von der Welt. Er brauchte sich gar nicht aufzuregen. Und er gibt uns ja später selber recht. Im zweiten Gesang des dritten Teils, als er, nach bestandener Prüfungszeit, das marmorne Königsschloß von innen betrachtet, gesteht er sich:

Da ist's! Da siehst du nun, was du so heiß begehrt!
Sag selbst: war das die vielen Sehnsuchtsseufzer wert?

Natürlich war es sie nicht wert. Und im tiefsten Grunde hatte er das von Anfang gefühlt. Seine Herrin, die Seele, hatte ihn schon vor der Königswahl gemahnt:

Steh erst der Wahrheit Rede, ob zum Herrn du taugst.

Ja, zu was taugt er eigentlich? Er kann eben alles, wenn's der Dichter will. Er kann auch das kranke Gottesknäblein heilen, das alle Ärzte aufgegeben haben; im Handumdrehen ist's getan. Wieso? Weil er Prometheus ist, weder ein Gott noch ein Mensch, nur eine erdichtete Puppe ohne Fleisch und Blut. Zwar kann er nicht demütig genug

sein Menschentum betonen: „Mensch ist mein Name"... „Herz, mit Fleisch darum und Haut"... (das ist gerade, was ihm fehlt)... „Schließlich bin ich schlicht ein Menschenkind, Prometheus her und hin!"... „Ich schwacher Mensch! Ich Nichts, gebaut aus Fleisch und Bein!"... „Ein mühsam Erdgeschöpf, das mußte"... „Ein kleiner nichtger Mensch, im Weltraum nebensächlich"...

Allein auf diese Anwandlungen von Bescheidenheit ist nicht viel zu geben. Wir wissen es ja aus den eigenen Worten seiner Seele (die nicht lügen darf), daß er der „stolzeste der Menschen" ist, ehrgeizig und herrschbegierig im Grund: „O Taumeltanz der Hoffnung: von Gewißheit trunken! Erhöhung naht, der Herrschaft Ruhm und Ehre glückt." (Königswahl, S. 9.) Er ist auch eitel, und eitle Menschen sind nicht, sie tun nur bescheiden, eben aus Eitelkeit. Wenn nach der gelungenen Heilung des Gottesknäbleins der Wunderarzt Prometheus von seiner eigenen Seele (schon dieses!) mit wildem Jauchzerstoß begrüßt und gefeiert wird, streckt Prometheus abwehrend die Arme aus:

Nicht diesen frevlen Ton in meine Andacht münde!
Mein Sieg sei edel, mit Bescheidenheit vereint.

So was bringt nur ein eitler Mensch über die Lippen.

Und daran wird es wohl liegen, daß uns dieser Edelste der Edeln so kalt läßt; daß wir Mühe haben, selbst in jener herrlich erfundenen Szene zwischen dem Dulder und seiner Schicksalsgenossin im Schacht des Felsenbruches von ganzem Herzen mitzufühlen. Oder liegt es auch ein wenig daran, daß dieser angebliche Mensch von Fleisch und Bein keine vorstellbare Gestalt, keine zeitliche und örtliche Heimat hat? Daß der Dichter selber ihn wie eine logische Drahtfigur behandelt und auch die Lächerlichkeit einer allegorischen Maskerade nicht scheut? — Der Leser wird die groteske Szene am Schluß des ersten Teils schwerlich vergessen haben: wie der verbannte Prometheus, von einer Unglücksbotschaft aus seiner Heimat erreicht, sich gegen die Verzweiflung wappnet; wie er sich „des Schutzhelms Folterkappe" auf die Stirne drückt, nämlich den Helm der Unvernunft, „darunter kein Gedanke finde Unterkunft", samt einem Lichtschirm, der den Blick in die Zukunft, und einem Nackenschild, der den Blick in die Vergangenheit verwehrt. Der Nackenschild wird mit Liebe ausgemalt: er führt vom Hinterkopfe zum Genick und ist „von Eisenblech, mit Tuch gepolstert doppeltdick".

So sieht der Titan aus, der sich gegen die Zwangsherrschaft der Götter auflehnt. Was können wir dafür, daß wir einen Prometheus in der Idealwelt der griechischen Sage suchen und höchst verblüfft sind, ihn in einer Art Oberländer Chalet zu finden, „auf der luftigen Laube seines Hauses", oder auf dem schmalen Kiesweg, der zum Gittertörchen des Gartens führt? Welche Welt ist es überhaupt, in der er lebt und aus der heraus wir ihn zu begreifen, zu bewundern oder gar zu lieben vermöchten?

Mit des Helden Bruder, Epimetheus, steht es nicht besser, obgleich er ja keine problematische Natur, sondern den Durchschnittsmenschen vorstellen soll. Aber schon daß er einmal (S. 124) als des Engel-

gottes Bruder bezeichnet wird, macht seine Gestalt schwankend. Sie schwankt auch sonst bedenklich. Bei seinem ersten Auftreten ist er der schlaue Streber, der seine Seele preisgibt, um zu Macht und Ehre zu kommen. In dieser Rolle bleibt er nicht. Vielmehr zeigt er sich als braver, etwas stumpfer Alltagsmensch, als intuitionsloser Geist, dem es nicht gegeben ist, den Apfel der Pandora von einem gewöhnlichen Apfel zu unterscheiden. Das Urteil des höchsten Gottes lautet denn auch:

Was du mir angetan, hat Unvernunft verbrochen,
Nicht schlimmer Sinn. Darum: von Strafe freigesprochen.

Seine gutmütige Beschränktheit ist auch schuld, daß er sich von dem teuflischen Fürsten Behemoth übertölpeln und zu Handlungen verleiten läßt, die just sein Unglück herbeiführen. Dumm, wie er ist, wendet er sich in der Verzweiflung an sein Gewissen. Das Gewissen weiß natürlich keinen Rat in einer rein praktischen Frage. Das will der bornierte Epimetheus nicht begreifen und sagt ihm alle Schande — man hätte ihm solchen Schneid gar nicht zugetraut. Aber wie kommt jetzt der Gott des Himmels, der die Zusammenhänge doch kennen sollte, dazu, dem Epimetheus wegen des geraubten Himmelsknäbleins Verrat vorzuwerfen? Wie kommt Epimetheus dazu, selber daran zu glauben, daß er ein Verräter sei? Gar kläglich stöhnt er in seinem Verdammnissumpf:

Mein bloßer Name ist ein Schandenstrafgericht,
Mein Atemhauch befleckt das saubre Tageslicht.
Im Grab der Finsternis ist des Verräters Wohnung,
Und wer Vergessenheit mir weiht, erweist mir Schonung.

Das verstehe ich so wenig, als daß Epimetheus von Gott seine Seele zurückfordert. Das liegt doch gar nicht in seiner Natur. Weder als schlauer Streber noch als gutmütiger Dummkopf kann er nach einer strengen Herrin, wie die Seele ist, Verlangen haben.

Ob eine Dichtung uns in greifbare Wirklichkeit oder in eine ideenhafte Fabelwelt führe — das Menschliche darin muß menschlich sein, wenn wir uns mitfreuen und mitleiden sollen. Ist es das, so verschlägt es wenig, ob wir's mit einem Prometheus oder einem Uli dem Knecht, mit einer Antigone oder einem Käthi zu tun haben. Aber wir müssen an diese Gestalten glauben können, sie mit sich selbst in Übereinstimmung finden. Und in je häufigeren Lebenslagen, in je mannigfacheren Einzelhandlungen wir die dargestellte Person ihren Charakter bewähren sehen, umso eher nehmen wir Anteil an ihr wie an einem lebenden Menschen. Die Anlage von Spittelers „Prometheus" hat in dieser Hinsicht den großen Nachteil, daß wir den Helden so lange aus den Augen verlieren und durch kurzweilige, aber nebensächliche Szenen abgelenkt und zerstreut werden. Prometheus, der die Handlung des ersten Teils (S. 1—99) beherrscht, verschwindet im zweiten und nimmt erst gegen den Schluß (von S. 173—215) das Interesse wieder in Anspruch. Was inzwischen geschieht, Pandoras Sendung mit dem Apfel, der Raub des Gotteskindes und das Gericht über Epimetheus, hat mit Prometheus' Schicksal und Person unmittelbar nichts zu tun. Es ist nur die Vor-

ausſetzung dafür, daß Prometheus das kranke Kind retten, die Gunſt des Gottesengels wiedergewinnen und an ſeinem von Gott verworfenen Bruder Großmut üben kann.

Ganz anders in Gotthelfs Roman, wo wir Käthi keinen Augenblick aus den Augen verlieren, wo nichts ohne Beziehung auf Käthi, nichts zur bloßen epiſodiſchen Unterhaltung erzählt wird. Gotthelf folgt hier dem alten epiſchen Stil, z. B. der Volksbücher, die auch eine lange Geſchichte, oft mit vielen Perſonen, am Faden eines einzigen Lebensſchickſals aufreihen. Sein Käthi ſteht uns, wie Kleiſts Michael Kohlhas, immer vor Augen; aber es bleibt beſtändig am Ort — eine „Weltreiſe" auf zwei Stunden Entfernung abgerechnet —, während der Roßhändler in raſtloſer Flucht durch halb Deutſchland ſein unverrückbares Ziel verfolgt. So genießt Kleiſt den Vorteil, ſeinen Helden in immer neuer Umgebung, im Zuſammenſtoß mit immer neuen Perſonen zu zeigen, während Gotthelf mit dem eintönigen Einerlei von Käthis armſeliger Hütte und was darin lebt, auskommen muß. Die Welt dieſes Romans hat in einer Nußſchale Platz, aber es iſt eine gewachſene, gewordene Welt, die ſo, wie ſie iſt, lebt; eine Frucht, die undenkbar iſt ohne den Saft und die Wurzeln des Stammes, an dem ſie gereift iſt: des Berner Volkstums. Spittelers Dichtung hat dieſen Naturzuſammenhang nicht. Sein Prometheus iſt eine aus fremder Sage und Poeſie entlehnte Geſtalt, die ihre angeſtammte Heimat verloren und keine neue gefunden hat. Prometheus iſt bei Spitteler ein Name für ein außerzeitliches Mannheitsideal, das in keinem Umkreis der Erfahrungswelt möglich iſt; eine Geſtalt, die in ihrem königlichen Gehaben und heldenhaften Reden großartige Momente hat, aber doch mehr eine vermenſchlichte Idee als ein idealiſierter Menſch iſt. Die Erklärer von Spittelers Dichtung ſcheinen einig darin, daß er auch im Prometheus ſich ſelbſt verherrlicht, „ſein eigenes willensmächtiges Ich projiziert" habe. Das wird ſo ſein, und dann liegt die Erklärung wohl nahe, warum dieſe ſtolze prometheiſche Welt mit aller Pracht ihrer ſinnlichen Erſcheinung und allem Schwung des ſprachlichen Gewandes im Leſer eine ſo kalte Bewunderung zurücklaſſen kann. Und wäre Prometheus auch nicht der verherrlichte Spitteler, ſo iſt er doch der verherrlichte Einzelmenſch, der nichts über ſich verehrt, nur ſich ſelbſt bewundert — durch den Mund ſeiner Seele — und für das, was er iſt, keinem Gott, keinem Volk, keinem Mitlebenden ſich dankbar verbunden fühlt. Als hätte er alles aus ſich ſelbſt, als wäre er nicht das Blatt am Baum der Menſchheit, ſondern ein über der Erde kreiſender göttlicher Adler.

Woher kommt es, daß uns die unſcheinbare, demütige Welt des armen Käthi in einem reineren Glorienſchein vor dem Geiſte ſteht als die Apotheoſe des großen Dulders? und daß die Sorge des armen Weibleins um ſeinen verhagelten Flachs, ſeine dummen Hühner und ſeinen allzu geſcheiten Enkel uns unmittelbarer beſchäftigt als die „tauſend Nöte und Verzweiflungskämpfe" des Prometheus? Gewiß zum guten Teil davon, daß Gotthelf uns Käthis Kümmerniſſe einzeln veranſchau-

licht, während Spitteler mehr allgemein berichtet und zusammenfaßt. Auch geht es bei Käthi nicht bloß um Hühner und Kartoffeln, sondern um den Glauben an Gott, seine einzige Zuversicht im Leben und Sterben. Allein der tiefere Grund unserer warmen Teilnahme liegt doch in der Hingabe des Dichters an ein verachtetes Menschenkind. An dem Beispiel seines Käthi läßt er uns erkennen, daß die Kräfte, die das Leiden in der Welt überwinden, aus dem Gemüt des Menschen kommen, nicht aus seinem Verstand und seiner Bildung; daß also auch ein Käthi „den wahren Weg durch jede Not" — wie es im Untertitel heißt — finden kann.

Von außen gesehen und nach den Begriffen der Welt ist dieses Käthi ein armes Geschöpf aus der Menschenherde, unfähig zu individuellem Leben. Und dieses einfältige Weiblein hat Gotthelfs allverstehende Liebe sich ausersehen, gönnt ihm die Sonne seines Humors und läßt es eine Weile strahlen vor der Welt. Was strahlt schöner als das unbewußte Heldentum der Geringen und Einfältigen? Und Käthi ist in seiner Treue gegen das, was ihm das Heiligste ist, so gut ein Held wie Prometheus. Dieser, sich selbst das Höchste, trotzt einer Welt von dummen, bösen und gemeinen Kräften. Wie sollte er von sich selber abfallen? Käthi aber hat keinen Verlaß außer auf seinen Gott; und dieser schickt ihm Unglück über Unglück. Muß es nicht auch die Stimme des Versuchers hören wie Hiob: Sage Gott ab und stirb! Aber es hält Stich. „Der alte Gott lebt noch, trotz allem."

So hat Gotthelf, dem Geiste Pestalozzis folgend, der das Herz einer Gertrud entdeckte, das bescheidene, verborgene Heldentum eines Käthi ans Licht gezogen. Er wollte das Wort bewahrheiten: Meine Kraft ist in den Schwachen mächtig. Er wollte den Wahn bekämpfen, daß nur die, die auf den Höhen wandeln, zu Helden berufen seien. Er wollte den Geist bekämpfen, der das Volk verachtet. So steht sein „Käthi" und sein ganzes dichterisches Lebenswerk im Gegensatz zum Promethidenkult. Es ist ein Gegensatz sozialer Weltanschauung, nicht des Kunstgeschmacks. Und so sind es Weltanschauungen, die für und wider Gotthelf und Spitteler entscheiden.

Die große Schweizer Kunstausstellung in Karlsruhe.

Von **Max Irmiger.**

Es ist nicht allzu lange her, daß der Austausch künstlerischer Werte zwischen Deutschland und der Schweiz ein äußerst reger war. Hodlers gewaltige Persönlichkeit hatte ihr gut Teil dazu beigetragen, daß schweizerische Kunst in deutschen Landen geradezu Mode wurde. Der Verband der Kunstfreunde in den Ländern am Rhein pflegte in kurzen